№. 43. Schlesische 1842.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 20. October.

Der Herbst.

Die Sonne sinkt, — begrenzet immer enger
Den Zirkel, den ihr Tageslauf beschreibt,
Und düstrer, stürmischer, und immer länger
Die Nächte werden, wo sie fern uns bleibt.
Zur Wintersruh bereitet sich die Erde,
Der Baum entblättert sich, der Vögel Schaar
Verläßt die Fluren, südwärts sie sich kehrte,
Wo wärmere Lüfte wehn das ganze Jahr.

Doch laßt darum uns nicht kleinmüthig zagen,
Wenn gleich Natur den schönen Schmuck verlor;
Hat sie nicht in des Sommers langen Tagen
Gewirkt genug? sah't ihr durch jedes Thor
Der Scheuern nicht der Früchte Menge fahren?
Sind Bodenraum und Keller nicht gefüllt?
Seht, ob wir gleich in bangen Sorgen waren,
Des Landmanns Hoffen hat sie doch gestillt.

Nun legt sie, — ruhig nochmals überschauend
Sich gleichsam ihres Wirkens selbst bewußt, —
All' ihren Schmuck von sich; bald hüllt vertrauend
Sie sich ins Leichentuch voll Ahnungslust:
Daß nach dem todesgleichen Winterschlafe
Sie sicher werd' aufs neue schön geschmückt.

Ein hehres Bild! wem auch der Geist erschlaffe,
Von schwerer Last der Sorgen hart gedrückt.

Wer so wie sie des Lebens Sommer nützte,
Kann ruhig dann im Herbste rückwärts sehn;
Wer seiner Pflicht gelebt, die Unschuld schützte,
Kann seinem Winter froh entgegen gehn.
Auch ihn durchbebet dann das hohe Ahnen:
Wenn auch der Tod die ird'sche Hülle bricht,
Schwingt sich der Geist auf nie gekannten Bahnen
Empor, zur Freude dort im höhern Licht.

E. S.

Männertreue.

(Fortsetzung)

Eines Tages kehrte er zur ungewöhnlichen Stunde in seine Wohnung zurück. Geräuschlos öffnete er das Wohnzimmer, welches zu dem Budoir führte, und zögernd blieb er stehen, als er Stimmen vernahm, welche bald darauf verstummten. Als die Unterhaltung noch immer nicht wieder beginnen wollte, schlich er auf den Fußspitzen näher, und in einem der et-

was geöffneten Thür gegenüber hängenden Spiegel konnte er jetzt deutlich bemerken, was im Zimmer vorging. Angelika war vermuthlich mit einer Handarbeit beschäftigt gewesen, welche jetzt in ihrem Schooße ruhte, ihr zur Seite saß Oskar, ein offenes Buch haltend; er las nicht mehr, schlaff hing die Hand, welche das Buch hielt, herab, während sein anderer Arm auf Angelika's Stuhllehne ruhte, und seinen Kopf zu dem ihrigen geneigt, betrachtete er sie mit schwärmerischen Blicken. Wie versteinert blickte der Baron auf diese seltsame Gruppe; ein nie gekanntes Gefühl, die Eifersucht, bemächtigte sich seiner mit allen ihren Qualen, und schon wollte er hervortreten, die Ungetreue aus seinem Hause stoßen, den Neffen, der ihm sein höchstes Kleinod geraubt, ermorden, als die Vernunft noch zu rechter Zeit wieder die Oberhand bei ihm gewann. „Sind sie denn auch wirklich so strafbar? Beide jung, schön und liebenswürdig; die Gelegenheit, sich verstehen und lieben zu lernen, ward ihnen gegeben — welcher Mann würde an seiner Stelle diesen Lockungen widerstanden haben. Ich in seinem Alter gewiß nicht" — fügte er hinzu" — denn manchen Ehemann habe ich in meiner Jugend zu hintergehen gesucht, manche Frau hat mehr als freundlich mir zugelächelt." Und leise schlich er zurück, und öffnete mit starkem Geräusch die Thür, als käme er erst jetzt, und unbefangen trat er in das Kabinet seiner Frau, scheinbar weder die Befangenheit derselben, noch die Bestürzung seines Neffen, der bei seinem Erscheinen von seinem Sitze aufgesprungen war, bemerkend. Der Baron küßte, wie gewöhnlich, Angelika liebevoll auf die Stirn und reichte dem Neffen die Hand, worauf er begann: „Ich finde Euch hier so traulich beisammen, Kinder, um so mehr thut es mir leid, Euch eine unerwartete üble Nachricht bringen zu müssen. Familienangelegenheiten zwingen mich, eine Reise zu machen, welche gerade nicht angenehmer Art sein wird, und die mich leicht 3 bis 4 Monate von meiner Heimath entfernt halten kann. Angelika wird mich natürlich begleiten, Du dagegen, lieber Oskar, wirst bis zu unserer Rückkehr mein Haus verwalten." — Die jungen Leute erbleichten bei diesen Worten; der Baron schien es nicht zu bemerken. „Wann werden wir reisen?" fragte Angelika mit zitternder Stimme. — „Morgen mit dem Frühsten" — entgegnete Felsing — „meine Reise hat die größte Eile und leidet keinen Aufschub; doch habe ich bis dahin noch vollauf zu thun, weßhalb ich Dich jetzt schon wieder verlassen muß; zürne mir deshalb nicht" — bat er schmeichelnd — „und laß vor allen Dingen nicht auf Dich warten." Er verließ hierauf eiligst das Zimmer. — Bebend an allen Gliedern starrte Angelika ihm nach, und Oskar, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, stürzte zu den Füßen der Geliebten, und beschwor sie, ihn nicht zu vergessen und ihm treu zu bleiben. „Ewig!" schluchzte sie, indem Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen rollten.

Am andern Morgen reiste der Baron mit seiner Gattin ab, schweigend drückte sie sich in die Wagenecke; schon hatten sie eine Meile des Weges zurückgelegt, und noch immer war kein Wort zwischen Beiden gewechselt worden. „Ist Dir denn der Abschied gar so sehr schwer geworden, liebe Angelika?" unterbrach Felsing das Schweigen. Betroffen blickte die Angeredete auf ihren Gatten. „Wie soll ich das verstehen?" fragte sie stotternd. — „Laß die Verstellung" — bat herzlich, doch ernst der Baron — „ich weiß um Dein Geheimniß, mein Kind; Du liebst meinen Neffen, und Beide habt Ihr Euch Eure Liebe gestanden." — „O, mein Gott!" rief Angelika, indem die Röthe der Schaam ihre Wangen bedeckte,

und sie zerknirscht über ihr Vergehen zu den Füßen ihres Mannes sinken wollte. Liebevoll hielt er sie zurück, indem er ihre Hand in der seinigen drückte. „Höre mich an, Angelika“ — fuhr er fort — „mir liegt in dieser Welt nichts mehr am Herzen, als Dein Glück; es dauerhaft zu gründen, würde mir kein Opfer zu groß sein. Sprich ehrlich und offen mit mir, erblicke in mir nicht den hintergangenen zürnenden Gatten, sondern nur einen liebevollen Vater, dem das Wohl seiner Tochter über Alles geht.“ — „O, nicht weiter! nur eine solche Sprache nicht, wo ich Verachtung verdiente!“ rief laut weinend Angelika, indem sie die Hand des Barons an ihr Herz, an ihre Lippen drückte. „Wie konnte ich nur einen Augenblick vergessen, was ich meinem Beschützer, meinem Wohlthäter schuldig war!“ — „Sprechen wir nicht weiter hiervon“ — entgegnete bewegt der Baron, „beantworte mir aufrichtig die Frage: liebst Du Oskar?“ — „O, schone meiner und dringe nicht weiter in mich!“ bat Angelika. Felsing aber achtete nicht darauf, und fuhr fort: „Liebst Du ihn, und bist Du von seiner wahren Liebe und Treue überzeugt?“ — „Ja, das bin ich, er hat ja oft mit den heiligsten Schwüren mich versichert, daß er nie eine Andere lieben, daß er bis zu seinem letzten Athemzuge mir treu bleiben würde; ich müßte ja kein Weib sein, hätte ich nicht Mitleiden mit seinen Qualen empfinden wollen.“ — „Nur Mitleiden?“ unterbrach sie der Baron; „verhehle mir nichts, Angelika, empfandest Du nichts weiter als Mitleiden für Oskar?“ — „Ich weiß nicht, ob ich was ich für ihn empfinde Liebe nennen soll,“ — stotterte Angelika — „Anfangs, das schwöre ich bei Allem, was mir heilig ist, liebte ich ihn wie einen Bruder, später wich dieses Gefühl einem wärmeren, doch, ich weiß mir keine Rechenschaft davon zu geben.“ — „Schon gut, schon gut“ — erwiederte der Baron — „ich will nicht weiter in Dich dringen; doch prüfe einmal Dein Herz, ob Du auch dann noch Oskar lieben würdest, wenn er Dich hintergangen, wenn schon nach kurzer Frist eine Andere sein leichtsinniges Herz gefesselt hätte?“ — „Wie wäre das möglich!“ rief entrüstet Angelika; „er mich vergessen? Das wird er nimmermehr, eher würde er sterben!“ — „Es stirbt sich nicht so leicht, liebes Kind,“ sagte lächelnd der Baron, „und wenn ich Dir nun die Beweise schaffte, daß Oskar im Punkte der Treue ein eben so gebrechliches Wesen ist, wie es alle Männer mehr oder minder sind, wie dann?“ — „O, dann würde ich ihn verachten müssen, und auf ewig von einer Leidenschaft geheilt sein, die mich schon so viele Thränen des Schmerzes und der Reue gekostet hat.“ — „Und die ich trocknen will, so wahr Gott mir beistehen wird!“ ergänzte gerührt der Baron, indem er Angelika in seine Arme schloß, und sie jetzt bat, sich vertrauungsvoll seinen Plänen und seiner Leitung zu überlassen.

Zwei Wochen waren verflossen, seit Felsing mit seiner Gemahlin die Vaterstadt verlassen, als ein unerwartetes trauriges Ereigniß viele Bewohner derselben mit Theilnahme und Betrübniß erfüllte. Die Zeitungen meldeten nämlich den plötzlichen Tod der jungen Baronin Felsing. Wenige Tage nach dieser Trauerkunde kehrte der tiefbetrübte Wittwer in seine Heimath zurück. Bleich und mit entstellten Zügen trat Oskar ihm entgegen, und stürzte laut schluchzend in die Arme des Onkels. — „Ich verstehe und begreife Deinen Schmerz, mein Sohn,“ sprach mit bewegter Stimme der Baron; „auf dem Sterbebette hat Angelika mir Alles gestanden, ich zürne Dir deshalb nicht, der Tod sühnt jede Schuld, und wer hätte es vermocht, sie zu sehen und sie nicht

zu lieben! Setze Dich zu mir, mein Oskar, und laß uns gemeinschaftlich von der theuren Dahingeschiedenen reden.“ Und Onkel und Neffe erzählten jetzt wechselseitig, wie sie Angelika so unendlich geliebt, überwältigt von ihrem Schmerze sanken sie sich einander in die Arme, und die Thränen Oskar's flossen auf die Wangen seines Onkels hinab.

„Verlasse mich jetzt nicht mehr,“ bat der Baron; „Du hast sie, wie ich, geliebt, nur Du allein wirst meinen gränzenlosen Schmerz mit mir empfinden.“ — Onkel und Neffe waren von jetzt an die unzertrennlichsten Gefährten. Bald wurde ihnen jedoch klar, daß es der Geliebten, so früh Vollendeten nichts nützen könnte, wenn sie fortwährend in der Einsamkeit sich ihrem Schmerze überlassen wollten. „Werden wir ihr deshalb untreu,“ sprach der Onkel zum Neffen, „sobald wir wieder Theil an den Freuden der Welt nehmen? Auch im Rausche des Vergnügens können und werden wir ja nur in unserer Angelika das Ideal aller weiblichen Vollkommenheiten erblicken.“ —

Auf's Neue besuchten nun der Baron und sein Neffe wieder die Theater, Soireen und Promenaden; doch nach wie vor sah man sie stets beisammen. — Eines Abends befanden sich Beide in der Oper. „Siehst Du wohl dort drüben das junge Mädchen?“ wandte Felsing sich zu Oskar — „auch eine Angelika!“ seufzte er, „und zugleich das schönste und reichste Mädchen in der Stadt, die Tochter des Banquiers v. Wangenheim.“ — „Auch eine Angelika!“ rief begeistert Oskar, der noch immer in derselben Stellung verharrte — „entdeckst Du vielleicht eine Aehnlichkeit mit unserer Angelika?“ — „Das nicht,“ entgegnete der Neffe, indem er sein Glas nicht von den Augen nahm; „schön, sehr schön, doch ein ganz anderer Genre; aber sie heißt Angelika?“ — „Sie heißt Angelika!“ wiederholte der Baron. „O, lieber Oskar, gehe zu ihr, suche ihre Bekanntschaft zu machen, und erzähle mir dann von ihr; für mich würde es sich nicht schicken.“

„Wenn Sie befehlen, lieber Onkel“ — entgegnete rasch Oskar, indem er eiligst die Loge verließ, und bald darauf in der gegenüber liegenden, neben welcher sich die Wangenheim'sche Familie befand, wieder erschien. Nicht lange währte es, als es Oskar gelang, mit dem so eben bezeichneten jungen Mädchen ein Gespräch anzuknüpfen, das gegen den Schluß der Vorstellung immer lebhafter fortgeführt wurde.

„Nun, wie gefällt Dir das Fräulein?“ fragte der Onkel beim Verlassen des Theaters. „Sie scheint mir ein Engel an Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit zu sein,“ entgegnete lebhaft der Neffe. — „Sehr begreiflich, denn sie führt ja schon den Namen in der That; doch schöner, geistreicher und liebenswürdiger als unsere Angelika?“ setzte bedeutungsvoll der Baron hinzu. — „Wie wäre das möglich!“ — entgegnete stotternd Oskar, „unsere Angelika war einzig in ihrer Art!“

„Ja wohl, einzig in ihrer Art!“ seufzte der Baron; „doch, was hältst Du denn da in Deiner Hand?“

„Den Fächer des Fräuleins, lieber Onkel, mit welchem ich in der Zerstreuung gespielt, und der —“

„In der Zerstreuung in Deiner Hand geblieben ist,“ bemerkte unbefangen der Onkel — „da wirst Du ihn doch wohl dem Fräulein morgen zurückbringen und Deine Zerstreuung entschuldigen müssen.“

„Das halten Sie also für nothwendig, lieber Onkel?“

„— Ja wohl, für sehr nothwendig“ — meinte der Baron. „Dann kannst Du Dich

zugleich dem Banquier als meinen Neffen vorstellen; er ist ein Freund von mir.“ — —

„Hast Du den Fächer abgegeben?“ fragte Felsing am andern Mittage seinen Neffen. — „Ja wohl, lieber Onkel,“ entgegnete dieser, „und man hat mich sogleich auf den heutigen Abend zu einem kleinen Familien-Ball eingeladen; ich habe zwar die Einladung angenommen, doch werde ich wohl nicht Gebrauch davon machen.“

„Und warum nicht?“ forschte verwundert der Baron.

„Weil ich in meiner unglücklichen Stimmung nicht zum Tanzen aufgelegt bin.“

„Ich verstehe Dich, mein Freund,“ sprach gerührt Felsing; „aber hingehen solltest Du doch, Du brauchst ja nicht zu tanzen; absichtlich beleidigen muß man Niemand.“

„Ich wollte nur Ihre Meinung darüber hören, lieber Onkel, und wenn Sie meinen, so werde ich heute auf dem Balle erscheinen, aber tanzen? nein, das vermag ich nicht!“ —

Beschluß folgt.

Die Neunlinge.

(Schlesische Sage.)

Nahe der berühmten Schneekuppe im Riesengebirge zeichnet sich eine der vielen schönen Berggegenden durch einen gar wunderlich gestalteten Felsen aus. Wenn man ihn aus der Ferne sieht, so scheint es, als läge ein großer ruhender Hund zu den Füßen des silbernen Stuhles, auf welchem der bekannte Rübezahl thront. Die Gegend um diesen Felsen, der von den Landleuten aus dem genannten Grunde der Hund genannt wird, ist lieblich und romantisch; gerade an den Theil, welcher der Kopf heißt, lehnt sich ein Dörfchen, dessen mit Schindeln gedeckte Häuser aus lachendem Grün hervorgucken, und den Wanderer zu biedern Landleuten, freundlichem Genusse und Speise und Trank einladen. Ein Bach schlängelt sich um das Dörfchen, er heißt die Kette, denn aus der Ferne gesehen scheint es, als sei er ein blankes Band, an dem der ruhende Hund gefesselt liegt. Viel erzählt man sich von dem Felsen und dem Bache und wenn ich eine Geschichte dem Leser biete, wie sie mir ein alter Mann aus jenem Dörfchen gab, so will ich ihn nicht durch überraschende Begebenheiten spannen, ihn nicht durch Vorführung ausgeprägter Charactere für einzelne Personen gewinnen, sondern aus dem Reiche der Sage will ich ihm ein Blättchen mittheilen, und sein Auge soll sich laben an dem lieblichen frischen Grün und an dem stärkenden Dufte. Die Sage gleicht dem Wiesenblümchen im Freien, ohne des Gärtners Hülfe und Zuthun entsprossen und aufgeblüht, darum lieb und werth dem kindlichen Herzen, und dem Freunde der Natur.

Vor vielen Jahren, so erzählte der trauliche Greis aus dem Dorfe vom Hunde und von der Kette, stand auf dem Felsen, auf dem Theile, der den Namen des Kopfes führt, ein festes, stattliches Schloß, darin hauste ein Ritter, seinen Namen weiß man nicht mehr, wohl aber erzählt man sich noch gar viel von seiner Heftigkeit und seinem Zorn. Er lebte, wie es die Ritter damals thaten, vom Ertrage seines Dörfchens, und wenn dieser nicht ausreichte, von dem, was er dem Kaufmann auf der Landstraße nahm. War nun der Ritter zornig, beraubte er auch oftmals den Wanderer, so war im Ganzen doch sein Gemüth nicht schlecht, und der Kaiser konnte ihn wohl leiden, denn er war ein tapferer Mann, stand wie ein Löwe, und treu seinem Oberherrn. War den Kaufleuten zu gewissen Zeiten die Burg auf dem Hunde unheimlich,

so war sie dem Adel in der Gegend dagegen zu allen Zeiten ein sehr lieber Anblick, denn der Herr war gastfreundlich und liebte es den Becher zu leeren im frohen Kreise; und die Burgfrau war, obwohl schon dreißig mal sich das Jahr ihr erneut hatte, doch noch ein schönes Weib, schöner wie manches junge Mädchen in der Umgegend. Der Ritter schätzte sein schönes und gutes Weib auch hoch und theuer, und fühlte sich in ihrem Besitze recht glücklich. Aber eins machte ihn dann und wann doch traurig, er hatte keine Kinder. Söhne galten viel in jener Zeit, wo das Schwerdt regierte und die Kraft herrschte. Söhne waren dem Ritter vor allem erwünscht, denn er war der einzige Sprosse seines Stammes, und mit ihm hätte man Schild und Wappen in die Gruft legen müssen. Mechtild, so hieß die Burgfrau, sah wohl ein, was ihren Ehegemahl trübe stimmte, und oft gelobte sie im Stillen vor dem Muttergottesbilde in der Burgkapelle, das Liebste, was sie besäße, ja ihr Leben hinzugeben, wenn ihr der Himmel einen Sohn bescheren wolle.

Auf einmal fühlte sich die Burgfrau guter Hoffnung. Freudig hörte der Ritter diese Nachricht, und mit ängstlicher Sorge suchte er Alles für eine glückliche Niederkunft seines Weibes zu bereiten; Messen wurden gelesen, die Kirche und die nahen Klöster beschenkt, gefastet, gebetet, und dem Kaufherrn auf der Landstraße freies Geleit um Gottes Willen gegeben. Näher und näher rückte die Zeit der Entbindung, und mehr und mehr ward der glückliche Ritter auf deren Ausgang gespannt. Da erhielt er plötzlich einen Boten von einem Bundesgenossen, der viele Meilen entfernt wohnte, er müsse rasch mit seinen Mannen kommen, denn die Gefahr sei groß, und die Rettung sei von Tage zu Tage schwerer. In jenen Zeiten schätzte man den Freund hoch, und wo es ihm und seinem Wohle galt, da sprengte der Mann ohne Bedenken die innigsten häuslichen Bande. Auch der Ritter küßte sein Weib, sprach ihr Muth ein, übergab einem alten bewährten Diener die Oberaufsicht über die Burg, bestieg den muthigen Rappen und jagte an der Spitze seiner Mannen dem Freunde zu Hülfe.

In der folgenden Nacht schon schlug die Stunde der Entbindung. An dem Schmerzenslager saß eine alte erfahrene Dienerin und tröstete und betete. Als die Burgfrau aus der Ohnmacht erwachte, da zeigte ihr die Wärterin neun gesunde schöne Knaben, alle sich ähnlich wie ein Ei dem andern, und alle an der linken Schlafe ein Maal in Gestalt einer Lilie tragend. Das gute Weib erschrak bei diesem Anblicke heftig. Neunlinge waren eine so außergewöhnliche Erscheinung, daß sie wohl von ihnen zu fürchten hatte. Es war in jener Zeit noch der Glaube herrschend, daß der Mensch sich mit bösen Geistern abgeben könne, und solches würde man ihr nachsagen, das sahe sie voraus, sobald die Geburt von neun gesunden Knaben bekannt werden würde. Dann fürchtete sie sich vor der Heftigkeit ihres Gemahls; in seinem Zorne hätte er sicher sie und die Knäblein getödtet, sie entschloß sich daher, wie sehr auch das Mutterherz bluten mochte, den bösen Folgen nach allen Seiten hin vorzubeugen. Weinend suchte sie den stärksten Knaben aus und legte ihn an die Brust, die übrigen acht ließ sie in ein Tuch binden, und gab sie ihrer alten treuen Dienerin. Geh damit zum Bache, sprach sie, und wirf die Kleinen in's Wasser, daß sie ertrinken. Fragt Dich Jemand, was Du tragest, so sprich, es seien junge Hunde, und nun spute Dich, daß keiner Dich sieht. — Die alte Dienerin that wie ihr befohlen. Sie schlich sich zum Hinterpförtchen hinaus, kletterte am Felsen hinun-

ter und ging über eine Wiese dem Bache eilenden Schrittes zu. Die Knäbchen im Tuche wimmerten erbärmlich und es dauerte die alte Frau der jungen unschuldigen Wesen. Da setzte plötzlich aus dem Wald ein schöner weißer Jagdhund hervor, geradezu richtete er seinen Lauf auf das Weib, und fing, als er bei ihr angekommen, laut an zu bellen, sich ihr in den Weg stellend und sie aufhaltend. Da kam aus demselben Walde auf hohem, schneeweißem Rosse ein stattlicher Ritter in grünsammtner reichbesetzter Jagdkleidung, an der Seite ein goldnes Hüfthorn und in der Hand den blanken Jagdspieß. Was hast du Wind? rief er dem Jagdhunde zu, fort! Was stehst du da? — Aber das wackere Thier ließ sich nicht stören, sondern bellte fort und faßte wohl auch einmal in die weiten Röcke der zitternden Alten, wenn diese den Versuch machte, weiter zu gehen. Da ward der Jäger neugierig und ritt näher hinzu, und fragte die Alte: was trägst du in dem Tuche, daß Wind nicht von dir will? Ach Herr, stotterte die Arme, kleine Hunde, die ich im nahen Bache ertränken soll! — Hunde, ei sieh, versetzte der Jäger, laß sehn, sind sie guter Race, warum sie ertränken? — Da klopfte der Trägerin das Herz gewaltig, in ihrer Angst warf sie sich dem vornehmen Herrn zu Füßen und gestand: sie trage acht Knäblein in's Wasser, auf Geheiß der Burgfrau. Diese habe Neunlinge geboren in der vergangenen Nacht, und sei bange, daß ihr heftiger Gemahl sie darob des Umganges mit dem Bösen zeihen werde, darum habe sie den Tod der acht Knaben befohlen.

Der Jäger sah ernst aus, er stieg vom Pferde, das ruhig wie ein Lamm ihm zur Seite blieb, nahm das Tuch aus der Hand der Dienerin, öffnete es und sah die Knäblein an, die recht freundliche Gesichter machten, als sie sich aus ihrer engen Haft befreit und von der lieben Sonne beschienen sahen. — Wind stand indessen neugierig bei seinem Herrn, schnüffelte die Kleinen an, und leckte dann die Hand des Jägers, als wolle er für die unschuldigen Wesen bitten. Ja ja, mein Wind, sagte dieser nach einer Pause, während welcher die Dienerin immer auf den Knieen lag und zitterte und weinte, ja, Hündchen, du sollst nicht umsonst gewittert haben. Das Jagdglück ist uns heute günstiger denn je gewesen, denn statt des Wildes fingen wir acht junge Jäger. — Dann besann er sich einen Augenblick und fuhr zur Dienerin gewendet fort: Man soll keinen Auftrag ausrichten, der wider Gottes Gebote streitet. Das merke Dir! Gott und die Heerschaaren wachen über die unschuldigen Kinder, und diese sollen nicht sterben. Du aber gehe hin und sage deiner Burgfrau, Ich habe gethan, wie ihr befohlen! Für die Knäblein sorge ich. — Mit solchen Worten band der Jäger vorsichtig das Tuch wieder zusammen, stieg auf sein Roß und ritt langsam dem Walde zu, umsprungen von dem treuen Wind, der durch lautes Bellen seine Freude zu erkennen zu geben suchte.

(Beschluß folgt.)

Anekdoten.

Nach einem Begräbnisse, wobei diesmal nicht der Ortsgeistliche, sondern sein Substitut und Hauslehrer die Rede gehalten hatte, kamen zwei Dorfbewohner (wir wollen sie A. und B. nennen), im Wirthshause zusammen, und es entspann sich beim Glase zwischen ihnen folgendes Gespräch:

A. War woar denn dar, dar de hoite bemm Begräbnisse de Zarmonije (Sermon) hielt?

B. Nu, warum denn?

A. Inu, 's woar no a siehr jung Mannla, oaber dar hott' seine Sache aus 'm Eff-eff gelarnt. Ne, a grief Emm orntlich uf de Nieren; ma mußte flenna, wenn ma au ne wulde.

B. Du hust recht! Doas ward a orntlich Pforrla waren, wenn ock dar orscht a su weit kimmt, doß a eigestollirt ward. — Daber soah mersch, wißt's warklich ne, war a ihs.

A. Nu ne, suste froit' ich Dich ne!

B. Ne, do hiert a mol oa, und a ihs schun su lange ei insem Dorfe. — 'S ihs ju inse Pforrn's sei Stuppdepfute (Substitut) dar 'm seine Kinder formirt (informirt).

A. Och su! Nu, ich hoa a no ne gekannt.

Es giebt Frauen, welche man mit Vögeln vergleichen kann, die täglich zwei bis dreimal ihr Gefieder wechseln. Im Hause sind sie Staare, auf Spaziergängen und in Gesellschaften Pfauen, unter vier Augen Tauben.

Auflösung der Charade in Nr. 42.

Schwanengesang.

Räthsel.

Du kannst an Höfen mich, Du kannst zu manchen Stunden,
In Deinem Höfchen selbst mich sehn in großer Zahl;
Nicht selten werd' ich auch in tiefer See gefunden;
Doch durch mich selber nur siehst Du mich jedesmal.

Eine Cypresse

auf das Grab eines geliebten Kindes, der

Auguste Nier.

Sie starb am 14. October vorigen Jahres in dem zarten Alter von 4 Jahren 6 Monaten.

Bei der Todten-Glocke Klang,
Ach — ein muntres Mädchen sank,
Schon so früh vom Pfade ab,
In das öde, finstre Grab.

Ach! sie war so fromm und gut,
Hatte einen edlen Muth;
Selbst in schwerer Krankheit Schmerz,
Zeigte sich das gute Herz.

Dennoch war der herbe Tod
Unerbittlich; — denn ihr Gott
Rief Sie in den Himmel ein,
Ewig nun bei ihm zu sein.

Weine, treue Vaterbrust,
Ach! wohl groß ist Dein Verlust,
Aber denke auch dabei:
Daß Dein Kind ja glücklich sei.

Treue Mutter! wein' auch Du!
Drücktest Gustchens Augen zu,
Du hast redlich manche Nacht
Für den Liebling durchgewacht.

Aber, legt die Hand aufs Herz,
Mäßigt Euren lauten Schmerz,
Denkt, es sei ja Alles gut,
Was der liebe Vater thut.

Und wer weiß, wie bald zur Ruh',
Sich schließt unser Auge zu.
Dann soll'n wir ja, o wie schön!
Unsern Liebling wiedersehn.

Waldenburg im October 1842.

D. S.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.